

Wünsche für den Religionsunterricht meiner Enkel

Prof. Dr. em. Fulbert Steffensky lehrte an der Universität Hamburg und ist einer der renomiertesten und einflussreichsten Religionspädagogen im deutschsprachigen Raum. Seine Texte bestechen durch die Schönheit ihrer Bilder und die Kraft der Sprache. Nachfolgend formuliert er „Wünsche für den Religionsunterricht meiner Enkel“.



Sie haben mir das subjektivste aller Themen erlaubt: **Meine Wünsche** für den Religionsunterricht **meiner Enkel**. Ich brauche also nicht zu fragen, wie realitätsgerecht oder realitätsfern diese Wünsche sind. Ich kann spinnen. Ich kann etwas sagen ohne Rücksicht darauf, ob es in der Schule möglich ist. Ich will aber nicht völlig spinnen. Darum frage ich zunächst, in welcher gegenwärtigen Welt ich die Wünsche für meine Enkel habe. Unsere Lebensformen, unsere Optionen, die Möglichkeiten und die Gestalten des Glaubens sind ja nicht unabhängig von der Zeit in der wir leben; von den Menschen, mit denen wir leben, und von der Gesellschaft, in der wir leben. Wir sind Kinder in den Grenzen unserer Zeit, ob wir wollen oder nicht.

Wir sind in unserer Welt atheismusfähig geworden. Das waren die Menschen in der Welt meiner Kindheit nicht. Sie waren **alle** religiös. Es zeigt sich z.B. darin, dass alle Lehrer zumindest in der Grundschule Religionsunterricht geben konnten. Religion hatte eine unbefragte **Praxis**, z.B. im erwarteten Gottesdienstbesuch. Religion verliert ihre Selbstverständlichkeit, wo es keine religiöse Praxis gibt. Unsere Religion war **einmalig**. In meinem Ort gab es eine einzige protestantische Familie. Neben uns lebten keine Buddhisten, Muslime oder gar Atheisten. Heute ist Religion eine von mehreren Optionen. Atheismus z.B. war als Option nicht vorgegeben. Religion war **öffentlich**. Die Welten waren religiös. Die Menschen waren in traditionellen Zeiten wohl nicht religiöser, als sie es heute sind. Aber die Welten waren religiös. Menschen waren von Religion umgeben, ob sie es wollten oder nicht. Die Zeiten waren religiös pointiert. Es gab die für alle verbindliche Adventszeit, in der man nicht tanzen ging und in der man nicht heiraten sollte. Es gab die Fastenzeit, die sich mit ihrer größeren Kargheit von anderen Zeiten unterschied. Die Häuser hatten oft religiöse Signaturen. Man hat das Datum der Erbauung eingemeißelt und den Psalmspruch: „Wenn der Herr das Haus nicht erbaut, bauen die Bauleute vergebens.“ Auf dem Feuerwehrhaus stand geschrieben: „Gott zur Ehr – dem Nächsten zur Wehr!“ Es gab das Angelusläuten und den Brauch, zu jenem Läuten zu beten. Es gab Personen, deren religiöse Zugehörigkeit von weitem sichtbar war – den Pfarrer mit seinem Kolar und die Religionslehrerin am Dutt, dem Gebetsknochen, wie wir diese Frisur nannten. Religion war nicht nur im Herzen verankert, sie lag auch draußen – in den heiligen Zeiten, Personen, Orten und Bräuchen. Diese christlichen Formenwelten verblassen, übrigens weniger die nicht-christlichen religiösen Welten. Diese christlichen Welten sind nicht mehr Mode. In einer Welt, in der **alle** religiös sind; in der es eine **selbstverständliche religiöse Praxis** gibt; in der man nur **einen** religiösen Entwurf kennt und der Religion **öffentlich** ist, ist es schwer, „gottlos“ zu sein. Es war eine naive Religion, weil „alle Überzeugungen in einem Kontext oder Rahmen des Selbstverständlichen bleiben“. (Charles Taylor: Ein säkulares Zeitalter, Frankfurt 2009, S. 13)

Die Veränderungen sind offensichtlich: In meiner Kindheit waren **alle** religiös; meine Enkel erleben die Religion von anderen im Ausnahmefall. Meine Kindheit: die Zeit der unbefragten religiösen **Praxis**; meine Enkel haben und erleben nur eine seltene religiöse Praxis. Meine Kindheit: Unser religiöser Entwurf war **einmalig**; meine Enkel erleben Religion im Plural. Meine Kindheit: Religion war **öffentlich**; meine Enkel erleben sie als Privatsache.

Dazu kommen Erfahrungen, die die Menschen schon in meiner Kinderwelt gemacht haben, die aber erst jetzt in unser Herz und unsere Existenz dringen. Ich meine die Erfahrungen der großen Zerstörungen des letzten Jahrhunderts; nicht nur, aber hauptsächlich sind sie in unserem Land geschehen. Es wurden nicht nur Häuser zerstört und Menschen ermordet. Die Glaubwürdigkeit des Lebens wurde untergraben. Nein, sie wurde nicht völlig zerstört. Es gibt Grunderfahrungen, die uns nicht völlig genommen sind: Noch immer lieben sich Menschen; sie lesen Gedichte, hören Musik. Es blühen die Bäume, und wir erfahren den Frühling nach dem Winter.

Erfahren wir ihn? Der Glaube wird wohl schwerer, wo der Mensch sich in einem verstädterten Leben so weit von der Natur entfernt. Unsere Lebensräume in dieser Ersten, wohlhabenden Welt sind erfahrungs- und sinnenarm geworden, es sind temperierte Räume. Wir werden kaum einmal bis auf die Haut nass. Wir sind nicht bedrängt von Kälte und Hitze. Wir wissen kaum noch, was Hunger und Durst sind. Wir wissen nicht mehr, was eine Dunkelheit ist, bei der man die Hand vor den Augen nicht sieht. Man erfährt kaum eine vollkommene Stille. Vermutlich sind auch unsere erotischen Erfahrungen gedämpfter, als sie früher waren, gerade weil sie relativ umstandslos zu haben sind. Wir erleben wohl weniger Glück und weniger Verzweiflung als in jenen Zeiten, in denen Menschen schutzlos waren gegen die Natur und gegen sich selber. Unsere Schultererfahrungen sind geringer geworden. Die Welt, die Religion, wir selber sind freundlicher uns selbst gegenüber geworden. Aber es gibt nichts ohne Preis. Vielleicht bezahlen wir den Fortschritt der Freiheit mit einer Art narkotischem Gefühl der Welt und dem Leben gegenüber. Dies dürfte eine der Gründe sein, warum Menschen dazu drängen, sich selber zu spüren, zu erleben und mit sich zu experimentieren. Die Natur macht uns nicht religiös, aber religionsnah. Die Natur, der ich mich ohne Herrschafts- und Benutzungsabsichten nähere heilt. Sie lässt wenigstens für einen Augenblick die Fragen des Zweifels verstummen. Schönheit heilt. Die Schönheit der Natur, die über sich selbst hinausweist, ist eine Art Propädeutikum aller Spiritualität. Die Natur lenkt den Blick von uns selbst ab, von der eigenen Zerrissenheit, von der eigenen Schwermut, die entsteht, wo man nur sich selbst im Blick hat. Die Natur lehrt uns Ruhe, Schönheit, Endlichkeit. Sie lehrt uns Leben und Sterben. Ohne die Erfahrung der Natur verlernen wir unsere Sinne. Wir verlernen zu riechen, zu schmecken, zu fühlen und zu sehen. Eine unsinnliche Welt aber ist eine sinnlose Welt. Sinn und Sinnlichkeit hängen nicht nur im Wortstamm zusammen. Kein Sinn ohne Sinnlichkeit, kein Sinn ohne die Kultur der Sinne. Könnte es sein, dass die imperiale Geste, mit der wir mit der außermenschlichen Natur umgehen, etwas zu tun hat mit dem Verlust der passiven Stärken des Menschen: der Geduld, der Langsamkeit, des Lassens und der Gelassenheit, der Ehrfurcht und der Demut. Die Schönheit eines Sonnenaufgangs im Gebirge lässt unsere Augen Gott loben, selbst wenn das Herz es nicht tut. Die Natur heilt, wo wir sie erleben.

Man kann den Schritt aus meiner Kinderwelt auch ganz anders lesen. In dieser Welt hatte ich keine Optionen. Denn die Religion von allen war eher mein Oktroi als meine Wahl. Zuhause aber ist man nur, wo man die Wahl hat und wo man der allgemeinen Option kündigen kann. Vom Glauben kann man erst sprechen, wo man den Glauben wählen kann und wo die Öffent-

lichkeit einen nicht erdrückt. Was man hat und wer man ist, kann man erst erkennen, wenn man der eigenen Einmaligkeit entkommen ist und sich mit dem Fremden vergleichen kann. Wer nur sich selbst kennt, kann sich nicht erkennen. In meiner Kinderwelt war man mit der selber Selbstverständlichkeit katholisch, wie man atmete. Darum wussten wir nicht, was Katholizismus ist. Wir erkannten ihn weder in seiner Stärke noch in seiner Korruption. Unsere Kinder sind unge-trösteter, als wir es waren, und sie sind freier. Sie sind damit fähig, Subjekte ihres Glaubens zu werden. Wir waren eher Objekte von Glaubensvorstellungen. Wie gesagt: wir hatten keine Wahl.

Ein anderer möglicher Vorteil unserer Enkel ist, dass sie Religion noch nie verwundet hat. Wir hatten zu leiden unter dem Zwangscharakter von Religion; unter ihren Wortlichkeits- und Für-wahrhaltungszwängen; besonders im Katholizismus unter der Spezialisierung der Moral auf Ge-horsamsgeboten und Sexualitätsverboten. Meine Enkel haben viel weniger Widerstand gegen Religion und Kirche, als wir ihn hatten. Ein Zeichen dafür ist, dass ich bei Ihnen die religiöse „Blasphemie“ nicht finde, die in meiner Kindheit selbstverständlich war. Sie kennen z.B. keinen Antiklerikalismus, wie er bei uns selbstverständlich war. Das heißt: von einigen Schwierigkeiten, die wir mit dem Glauben hatten, sind sie befreit, mit anderen sind sie belastet. So kann ich die Vergangenheit nicht gegen die Gegenwart ausspielen und nicht die Gegenwart gegen die Vergan-genheit.

Wer sind also meine Enkel, die den Religionsunterricht besuchen und was erwarte ich für sie? Sie sind Gäste in einem ihnen nur halb vertrauten Haus. Sie haben einiges an Vorbildung. Meine verstorbene Frau hat ihnen gnadenlos biblische Geschichten erzählt, und so kennen sie einige Grundbilder jener Tradition. Ich denke nun nicht mehr nur an meine leiblichen Enkel, sondern an ihre Generation. Die meisten kennen nichts mehr, wissen nichts mehr und praktizieren nichts mehr.

Vom Religionsunterricht wünsche ich, dass er Mission ist. Viele unserer kirchlichen Wörter sind verdorben, vielleicht auch dieses Wort Mission. Es hat keinen Sinn, die Wörter zu verschweigen, wir müssen sie reinigen. Was ist Mission? Es ist die gewaltlose, ressentimentlose und absichtslose Werbung für die Schönheit eines Lebenskonzepts. Diese Werbung ist ressentimentlos, indem wir ohne Bekümmern akzeptieren, dass Menschen andere Lebenswege einschlagen als die des Christentums. Für Christen hat dieses Christentum eine biographische Einmaligkeit. Aber es gibt andere Wege des Geistes und andere Dialekte der Hoffnung. Mission kann man wollen, wenn man auf seine eigene Einmaligkeit verzichtet, so sehr das unseren Narzissmus kränken mag.

Die Werbung ist absichtslos. Sie geschieht nicht mit der Absicht, jemanden zur eigenen Glau-bensweise zu bekehren, wohl mit der Absicht, dass auch der Fremde schön finde, was wir lieben und woran wir glauben. Wenn ich etwas liebe und wenn ich an etwas glaube, dann liegt es im Wesen dieser Liebe, dass sie öffentlich zeigt, was sie liebt. Eine sich verbergende Liebe ist auf Dauer keine Liebe. Man gibt sich selber ein Gesicht, man identifiziert sich selber und erfährt, wer man ist, indem man zeigt, wer man ist und woran man glaubt. Junge Menschen brauchen nichts dringender als dass Menschen sich ihnen zeigen; dass ihr Gesicht und ihre Lebenskonturen er-kennbar werden. Lehren heißt, zeigen, was man liebt. Menschen werden wahrscheinlich nicht lieben, was wir lieben. Aber sie lernen, dass man überhaupt etwas lieben und für etwas stehen kann. Wir machen Jugendlichen das Angebot, sich zu identifizieren und sich kenntlich zu machen – vor sich selber und vor anderen, indem wir uns als Kenntliche zeigen. Wenn Sie auf kenntliche

Menschen und erkennbare Institutionen stoßen, dann können sie vielleicht auf die zwanghaften Selbstidentifizierungen verzichten, die etwa in der Ausübung von Gewalt besteht. Gewalt und gewaltförmige Symbolik waren immer schon die Mittel von Identitätszwängen.

Was erwarte ich damit von den Religionslehrern und Lehrerinnen? Zuerst: Was erwarte ich nicht? Sie sind nicht die Religionstugendböcke in der Schule. Auch sie haben ihre Schwierigkeiten mit dem Glauben. Auch sie stoßen gelegentlich auf ihren Atheismus. Ich wünsche für meine Enkel, dass die Menschen, die sie belehren, charmant finden, was sie lehren. Wenn sie über Reich Gottes reden, über Schöpfung, über Schuld und Vergebung, über das Gebet oder von mir aus übers Wallfahren, dann sollen sie so reden, dass alle religiösen Aussagen Zumutungen der Würde und Stärke des Menschen sind. Ich weiß nicht, ob ich erwarte, dass sie alles mit ihrem eigenen authentischen Glauben vertreten, worin sie einführen. Aber man kann auch das, was man selbst nicht vertritt, schön und des Menschen würdig finden. Man kann auf Dauer nur lehren, was man selbst schön gefunden hat.

Wir vertreten nicht nur uns selbst und die Reichweite des eigenen Glaubens und Verstehens. Wir vertreten eine Sache, die älter ist als wir selbst und die größer ist als das eigene Herz. Wir gehen immer in Schuhen, die uns zu groß sind. Wenn ich einen Gottesdienst besuche, habe ich es mit dem Glauben relativ leicht. Ich bitte mich in die großen alten Versprechen der Psalmen, der Lieder und des Evangeliums und erlaube mir, keine Zeit auf die Frage zu verschwenden, wie wahr die Wahrheiten sind, die dort gebetet, gesungen und gepredigt werden. Es singen, beten und hören so viele mit; es haben diese Psalmen vor mir so viele meiner Toten gesungen und gebetet. Die Stimme der Lebenden und der Toten sind Zeugen der Wahrheit der alten Versprechen. Nein, ich bin nicht unkritisch ihnen gegenüber, und wenn man mit offenen Augen durch die Welt geht, ist der Zweifel an ihnen nicht ganz zu vertreiben. Er ist der Schatten meines Glaubens, ohne den dieser mir zu bedenkenlos wäre. Wer, der sich in der Welt umsieht, die nach dem Johannesevangelium durch den Glauben schon besiegt ist, zögert nicht und sieht sich so oft vergeblich nach diesen Siegen um? Wer spricht den Satz vom Sieg des Glaubens nicht manchmal mit grimmigem Humor angesichts der so wenig überwundenen Welt um uns und in uns? Aber, wie gesagt, wenn ich in den Gottesdienst gehe, halte ich mich nicht gerne mit meiner Skepsis auf. Ich schütte das Fragment meines Glaubens in den Strom der Glaubensfragmente meiner Lebenden und toten Geschwister und bekomme mehr Stimme, als ich allein haben könnte. Meine Ohren glauben die alten Versprechen deutlicher, als das Herz sie glauben kann. Das macht nichts. Wir sind zum Glück ja nicht nur mit unseren Herzen fromm, sondern auch mit unseren Ohren, die den alten Texten ein Gastrecht einräumen. Man muss nicht so fürchterlich authentisch sein, wenn man glaubt. Authentisch bin ich auch, wenn ich vom Glauben meiner lebenden und toten Geschwister abschreibe.

Viel schwieriger finde ich es, anderen von diesem Glauben zu erzählen. Lehrer und Lehrerinnen sind kleine Leute, die in zu großen Schuhen gehen. Sie haben ihren kleinen Glauben und gelegentlich auch ihre großen Zweifel und sollen von der Ganzheit des Lebens erzählen. Ich habe Mitleid mit Lehrern, die Lieder singen, für die ihre eigene Stimme zu schwach ist. Kein Mitleid habe ich da, wo sie nicht mehr erschrecken vor dem, was sie sagen, oder wo sie die Demut verlieren vor der nicht zu lösenden und nicht aufzugebenden Aufgabe, in die Unsagbarkeiten dieser Tradition einzuführen. Die Gefahr dieses Berufes ist, dass man gar nicht mehr merkt, dass man nicht glaubt oder dass der eigene Glaube karg ist. Das dauernde Reden der hehren Worte hat

diese geläufig gemacht. Es könnte eine Redewelt entstehen, in der die Worte ihre Gültigkeit haben, weil sie dauernd gesprochen werden, weniger darin, dass sie geglaubt werden. Es besteht die Gefahr, dass man eher an die Worte glaubt als an Gott. Auch das ist ja eine Form des Unglaubens. Die Wirklichkeit hat es gelegentlich schwer, erkennbar zu werden unter dem Horizont der immer schon beredeten Welt und der verbrauchten Geheimnisse. Vielleicht sollte man erst lehren, wenn man sich seines Unglaubens so sicher ist wie seines Glaubens. Eine gute theologische Sprache ist eine schwere Sprache, die uns nicht leicht von den Lippen geht.

Aber wir haben die schwere Aufgabe, mit unserer schwachen Stimme das Geheimnis Gottes zu sagen. Die Gefahr ist, dass wir aus eigener Glaubensschwäche bei den Sagbarkeiten bleiben; bei den kleinen Wahrheiten, die jedermann eingängig sind. Was mich in den letzten Jahren zunehmend stört, ist der geringe Mut zur großen und ins Unsägliche ausgreifenden Sprache; die Bescheidenheit, in der wir uns darauf beschränken, das aus der Bibel herauszulesen, was man mit menschlicher Stimme sagen kann. Aber das ist zu wenig für den Hunger der Menschen. Ich wünsche also für meine Enkel, dass ihre Lehrer und Lehrerinnen keine Fahnenflucht begehen in die kleinen Sagbarkeiten. Natürlich sollen die großen Geschichten umgemünzt werden in das Leben meiner Enkel. Sie haben Angst, über die geredet werden soll. Sie hören von Kriegen, von Hunger, von Folter, von der Zerstörung ihrer Lebensbasen, zu denen der Religionsunterricht etwas sagen soll. Lehrer sollen sie im Unterricht begleiten bei diesen Themen. Alles kann Thema werden im Religionsunterricht. Ich wünsche nur, dass jedes dieser Themen verwickelt wird in das Grundgespräch mit dieser Tradition. Es gibt keinen religiösen Satz, der nicht auch ein ethischer Satz wäre; besser so: Es gibt keinen theologischen Satz, der nicht auch eine ethische Handlungsanweisung wäre. Aber der Zusammenhang zwischen Ethik und Theologie sollte erkennbar werden.

Nun klingt es so, als hätte ich Ihnen und der Schule die alte Evangelische Unterweisung zugemutet. Warum betone ich für den Religionsunterricht so sehr die Einführung in die Traditionen? Wir erleben im Augenblick den Zusammenbruch wichtiger Sprachnester; wichtiger Gruppen, die bisher Träger solcher Erinnerungen waren. Wir erleben den Zusammenbruch der Sozialismen. Werthaltige Gruppen werden zu technokratischen Gruppen: die Parteien, die Gewerkschaften und oft auch die Kirchen. Sie vertreten Interessen, aber sie haben keine Träume. Das aber könnte zum grundsätzlichen Zusammenbruch der alten normativen Horizonte werden. Es gab einmal eine allgemeine Lesart von Geschichte und Welt, einen Normenkanon, der von solchen Gruppen getragen wurde und der Solidarität gebot, Achtung des Lebens und Gedächtnis der Toten. Menschen waren gewohnt, normativ zu denken. Diese Normen führten sich in Erzählungen, Bildern und Gesten auf. Es gab humanistische, christliche, sozialistische Würdetraditionen, auf die man sich berufen konnte und vor denen es die Würdelosigkeit, das Unrecht und das Vergessen nicht ganz leicht hatten. Was aber, wenn in einer posttraditionalen Gesellschaft die Normenhorizonte mit ihren Inhalten und Dramatisierungen selber zusammenbrechen. Was wenn die Texte verschwinden und es keine Lesart mehr gibt für das, was Menschen zustößt? Der neue Feind der Erinnerung könnte die ungestörte Heutigkeit der Subjekte sein; das traditionsfreie Subjekt, das sich selber Norm und Horizont ist. Wer hütet dann die alten Worte Solidarität, Barmherzigkeit, Mitleid, Gerechtigkeit? Die Moral kommt nicht mit sich selbst aus und kann sich nicht selbst gebären. Sie folgt aus den großen Meistererzählungen; aus Geschichten und Bildern, die uns auf-führen, wie das Leben sein soll und was wir ihm antun und nicht antun sollen.

Ich rede dauernd sehr positiv von dieser Tradition. Ich weiß, wenn man in eine Tradition steht oder in eine Tradition einführt, dann hat man nicht nur den Geist dieser Tradition, sondern auch ihren Ungeist, er hat ihre Schätze und hat ihren Verrat. Wenn ich etwas liebe, dann weiß ich auch, was ich nicht liebe und was ich bekämpfe. Darum gehört natürlich Religionskritik zum Religionsunterricht. Religionskritik ist die Reinigung des eigenen Hauses, nicht aber dessen Zerstörung. Wer Väter und Mütter hat, steht auf ihren Schultern und er muss ihnen vergeben, wie auch unsere Kinder uns einmal vergeben müssen. Wer nicht erwachsen werden will, soll nicht aufhören, seine Eltern anzuklagen. Wer nichts erwachsen werden will, der verbeißt sich in die Fehler der eigenen Tradition und wird damit unfähig, ihre Schätze zu heben.

Ich wünsche für meine Enkel einen Religionsunterricht, der ausgeht von den Optionen, den Grundgeschichten und der Sprache der christlichen Tradition; wenn Sie wollen: deinen Religionsunterricht mit Stallgeruch. So lange und wo es machbar ist, wünsche ich keinen Unterricht der von Anfang an und prinzipiell die konfessorischen Grenzen hinter sich gelassen hat und unheimatet immer schon von einem religiös-Allgemeinen ausgeht. Dies wäre mir zu abstrakt. Religiöses Wissen, das nicht im Dialekt vorkommt, bleibt blass. Es ist nur wenig ein werbendes Wissen, ein verlockendes Wissen. Religiös sprachfähig werden Menschen, wenn sie die Grammatik einer einzelnen Sprache gelernt oder zumindest zu Kenntnis genommen haben.

Ich habe Probleme mit religiöser Enge und mit einem Einmaligkeitsfanatismus. Ich habe auch Probleme mit interreligiösem Flanieren und mit gewissen Dialogzwängen. Wer weiss, wer er ist, weiss auch, wer er nicht ist. Es gibt Grenzen, die zu respektieren sind, wenn man sich nicht in einem Allgemeinen und Abstrakten verlieren will. Zur Identität gehört das Bewusstsein der eigenen Grenze. Grenzen müssen ja nicht feindlich sein. Sie stören das Gespräch nicht, sie ermöglichen es. Man muss einer sein, um jemanden begegnen zu können. Man muss eine Sprache haben, um mit anderen sprechen zu können. Ein religiöses Esperanto gibt es nicht.

Wenn eine Muslima Religionsunterricht gibt, wünsche ich mir, dass sie ihren eigenen Dialekt spricht; dass die Geschichten, Bilder und Vorstellungen ihres religiösen Dialekts zur Sprache kommen. Ich wünsche nicht, dass meine Enkel ihren Religionsunterricht erleben. Sie sind Christen. Aber ich wünsche es jenen Unterricht für muslimische Kinder.

Vom Religionsunterricht meiner Enkel erwarte ich aber, dass dort das Christentum nicht als einzig mögliche Sprache des Geistes gelehrt wird. Nur eine Gruppe, die ihrer eigenen Endlichkeit zugestimmt hat, ist dialogfähig. Die Grundgefahr religiöser Systeme ist, dass sie sich nicht endlich denken können. Sie sind immer in der Gefahr, sich selber Gottesprädikate zuzulegen: sie sind die allein seligmachenden, außerhalb von ihnen gibt es kein Heil, sie sind die Wahren, und außerhalb von ihnen ist nur Lüge und Abfall. Ihre Gefahr ist, die Welt zu säubern von den Andersheiten. Der Zwang zur Einstimmigkeit lässt sie nur schwer Fremdheiten denken und dulden. Der Verlust der Endlichkeit ist der Verlust der Geschwisterlichkeit. Nur endliche Wesen sind geschwisterliche Wesen. Sich für einzigartig zu halten, heißt immer, bereit sein zum Eliminieren. Die Anerkennung von Pluralität ist die Grundbedingung menschlicher Existenz, so ungefähr hat es Hannah Arendt formuliert. Ich wünsche mir eine Kirche und religiöse Gruppen von radikaler Deutlichkeit, die ihre eigenen Traditionen, Geschichten und Lieder kennen und nicht verschweigen. Ich wünsche mir religiöse Gruppen mit Konturen. Zugleich wünsche ich mir eine Religion, die Gott unendlich sein lässt und auf ihre eigene Unendlichkeit verzichtet.

Ich erwarte vom Religionsunterricht die Fähigkeit zur Grenzüberschreitung. Ich nenne ein Beispiel feindlicher Grenzsicherung aus Religionsbuch der 60er Jahre. In dem Buch ist der Hinduismus beschrieben und sein Zweig, die Vishnu-Religion: (Zit. nach F. Steffensky: Gott und Mensch – Herr und Knecht?, Hamburg 1973, S. 124)

„Wir haben es hier zum ersten Mal in der Religionsgeschichte des Heidentums mit einer ausgesprochenen Gnadenreligion zu tun. ... Ramanuja lehrt, dass der Mensch allein aus Gnaden, durch die Erwählung der Gottheit, die Erlösung erhält. ... Doch der Gott Ramanujas, Vishnu, darf nicht mit dem Vater Jesu Christi gleichgesetzt werden, durch den Gott allein den Menschen erwählt hat. Selbst wenn Ramanuja alle Gedanken des Neuen Testaments auch gedacht hätte, ... so würde das Urteil eines Theologen über die Religion gelten: ‚Sie hat alles, was das Neue Testament hat, außer Jesus Christus, und das heißt: Sie hat nichts vom Neuen Testament.‘ (Emil Brunner) Ohne Christus entsprechen alle Gedanken der Religionen, welche Tiefe sie auch immer erreichen mögen, nicht der Wirklichkeit, sie besitzen damit auch keine Wahrheit und Gültigkeit.“

Dieses Religionsbuch vertut Chance, sich im Fremden zu lesen. Es vertut die Chance der Geschwisterlichkeit. Unser eigener Reichtum wird nicht verringert durch den Reichtum der anderen. Er wird gestärkt. Es gibt eine Reihe von Grundauffassungen über den Menschen, die in fast allen Hochreligionen ähnlich sind: Der Mensch hat eine gute Herkunft (Schöpfung); er ist handlungsfähig und damit auch schuldfähig; er ist der Gnade bedürftig und ihm kann vergeben werden; er ist sich selbst nicht genug und braucht Erlösung. Dies hebt die Verschiedenheiten nicht auf. Aber wir können Gleichheit in der Verschiedenheit entdecken und mit Vergnügen und Erleichterung feststellen, dass wir nicht einzigartig sind. Zur dialogischen Fähigkeit gehört die Kraft, sich in andere religiöse Dialekte hineinzuhören und sich aus ihnen herauszulesen; d.h. das Eigene im Fremden zu erkennen.

Ich erhoffe mir für den Religionsunterricht noch eine andere Art der Grenzüberschreitung, eine andere Weise, das Eigene im Fremden zu erkennen, die Verbündung mit Kunst und Literatur. Was dies heißt, will ich an einem Beispielen erklären, aus dem sich Gnade aus dem fremden Text herauslesen lässt. Mein Beispiel: ein Liebesgedicht von Gabriela Mistral, einer chilenischen Dichterin. Es heißt „Scham“:

Wenn du mich anblickst, werd' ich schön,
schön wie das Riedgras unterm Tau.
Wenn ich zum Fluss hinuntersteige,
erkennt das hohe Schilf mein sel'ges Angesicht nicht mehr.

Ich schäme mich des tristen Munds,
der Stimme, der zerriss'nen, meiner rauen Knie.
Jetzt, da du mich, herbeigeeilt, betrachtetest,
fand ich mich arm, fühlt' ich mich bloß.

Am Wege trafst du keinen Stein,
der nackter wäre in der Morgenröte
als ich, die Frau, auf die du deinen Blick
geworfen, da du sie singen hörtest.
Ich werde schweigen. Keiner soll mein
Glück erschaun,
der durch das Flachland schreitet,
den Glanz auf meiner plumpen Stirn nicht
einer sehen, das Zittern nicht von meiner
Hand....

Die Nacht ist da. Auf's Riedgras fällt der
Tau.
Senk lange deinen Blick auf mich. Umhüll
mich zärtlich durch dein Wort.

Schon morgen wird, wenn sie zum Fluss
hinuntersteigt,
die du geküsst, von Schönheit strahlen.

Gnade ist hier genannt, ohne dass das Wort fällt. Eine exzentrische Geliebte. Sie hat ihre Mitte nicht in sich selber. Sie begnügt sich nicht mit der Kargheit, mit sich selber identische zu sein, denn ihre Schönheit und ihr Reichtum liegen im Blick des Geliebten: „Wenn du mich anblickst, werd' ich schön, schön wie das Riedgras unterm Tau.“ Ihre Schönheit ist nicht selbstproduziert. Sie erkennt sie nicht, indem sie in den Spiegel schaut; sie erkennt sie im Blick der Liebe. Dieser Blick befreit sie davon, Produzentin ihrer selbst zu sein und sich in der Selbstspiegelung schön finden zu müssen.

Dies ist paulinische Theologie und die Mitte des Evangeliums. Wer sich dem Blick der Güte verweigert und der Produzent seines eigenen Reichtums und seiner eigenen Schönheit sein will, der lebt im Fleisch, sagt Paulus im 8. Kapitel des Römerbriefes. Die nicht auf sich selbst bestehen; die nicht ihre eigenen Lebensrechtfertiger sind; die nicht nur im eigenen Frieden leben wollen, sondern im Blick Gottes leben, die leben im Geist; für sie gibt es keine Verdammnis. Sich in den Blick der Güte bergen, an die Gnade Glauben, heißt dem Zwang der Selbstbezeugung zu entkommen.

Unter diesem Blick sind wir uns selbst enteignet in eine große Freiheit. In unserem eigenen Zentrum hausen wir nicht selbst und nicht allein. Der Geist wohnt in uns (Rm 8,11); wir bezeugen uns nicht selbst, denn der Geist gibt Zeugnis unserem Geist (Rm 8,16). Nicht einmal unsere Gebete gelingen uns aus der eigenen Stärke, sondern der Geist vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen. (Rm 8,26). Gelegentlich muss man sich fremde Worte leihen, weil die Schönheit der eigenen Tradition an der Geläufigkeit erstickt ist.

Wir haben also eine anthropologische Grundauffassung, die im Gedicht und in den religiösen Texten unserer Tradition ähnlich oder gar gleich sind. Wir wissen uns eins, und wir wissen uns verschieden mit der Chilenin. Die Verbindung von Religion und Kunst hat einen anderen wesentlichen Vorzug: Es wird der anthropologische Gehalt religiöser Sätze sichtbar. Sie bleiben keine ungeknackten Nüsse mehr, und sie können für die einsichtiger werden, die in Religion nur am Rand oder gar nicht beheimatet sind.

Ich nenne nun einen letzten Wunsch für den Religionsunterricht: Meine Enkelkinder sollen Sitten des religiösen Verhaltens kennen lernen. Sie sollen also nicht nur abstrakt über religiöse Inhalte reden. Sie sollen Vollzüge kennenlernen. Sie sollen lernen, wie Menschen gebetet; was Fasten und Wallfahren bedeutet; was Losungen und das Koan bedeutet; was Schweigen; was heilige Zeiten und gesegnete Orte bedeuten; was Rhythmen und Regeln bedeuten; was das Tischgebet und was Segnungen bedeuten. Wir Protestanten setzen zwar hauptsächlich auf Geist und Inhalt. Aber es gibt keinen Geist, der ohne die Verleiblichung und die praktische Inszenierung von Religion auskommt.

Sind Sie als Lehrer und Lehrerinnen überfordert mit diesen Wünschen? Ja, Sie sind es. Es ist ein Glück, dass wir mit unserem kleinen Glauben nicht die Garanten der großen Nachricht sein müssen, sondern nur ihre Zeugen. Das genügt.